

ANDREAS GRUBER
Die letzte Fahrt der Enora Time



Andreas Gruber

Die letzte Fahrt
der Enora Time

Science-Fiction-Kurzgeschichten

GOLDMANN

Bei dem vorliegenden Werk handelt es sich um eine überarbeitete
Neuausgabe des erstmals 2018 im Luzifer-Verlag veröffentlichten
Erzählbandes »Die letzte Fahrt der Enora Time«.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Phantastik-Werkausgabe Band 4

1. Auflage

Neuausgabe April 2026

Copyright © 2026 by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Ein Projekt der AVA international GmbH
Autoren- und Verlagsagentur
www.ava-international.de / www.agruber.com
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotive: FinePic®, München
Th · Herstellung: ik
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-49742-3

www.goldmann-verlag.de

*Für Veronika A. Grager.
Danke für deine jahrelange Begleitung,
deinen zynischen Humor
und deine große Intuition.*

*»Die Zukunft hat viele Namen.
Für die Schwachen ist sie das Unerreichbare.
Für die Furchtsamen ist sie das Unbekannte.
Für die Tapferen ist sie die Chance.«*

- VICTOR HUGO -

INHALT

| | |
|--|-----|
| Mein Zugang zur Science-Fiction | 11 |
| Ecke 57 th Street | 23 |
| Duell im Mintauer | 49 |
| Exlibris: Achtzehntausend Gigabyte | 73 |
| Das Motel | 83 |
| Rendezvous | 103 |
| Zeitreise Ltd. – Wir korrigieren alles | 161 |
| Dr. Stein | 185 |
| Das Planspiel | 205 |
| Joyce | 215 |
| Heimkehr nach Algata | 243 |
| Die letzte Fahrt der Enora Time | 267 |
| Quellenverzeichnis | 327 |

MEIN ZUGANG ZUR SCIENCE-FICTION

Hin und wieder werde ich gefragt, welche Tipps ich angehenden Autoren geben kann – dann antworte ich meist, dass sie sich nicht gleich zu Beginn an einem 500 Seiten dicken Roman versuchen sollen, der dann von einem Großverlag eingekauft und als Bestseller angepriesen wird. Stattdessen sollten sie mit Kurzgeschichten beginnen, kleinen Fingerübungen und mit verschiedenen Genres und Erzählstilen sowie Locations und Figuren experimentieren.

Ich spreche aus Erfahrung. Meine ersten Gehversuche als Autor begannen 1996 mit Horror- und Science-Fiction-Kurzgeschichten. Warum gerade diese Genres?

Ich bin in den 1970er-Jahren aufgewachsen, in der sogenannten *Wickie-, Slime- und Paiper-Zeit*, wie man diese Generation in Österreich nennt. Slime war eine grüne Glibbermasse, mit der man prima im Klassenzimmer werfen konnte, Paiper ein Eis, das man an einem Stiel aus einem runden Plastikbecher drücken konnte und in Deutschland unter dem Namen Ed von Schleck vertrieben wurde, und Wickie ... tja, Wickie war der Held meiner Kindheit – eine clevere Zeichentrickfigur. Wir hatten nur zwei TV-Sender: FS1 und FS2, wie die ORF-Sender damals hießen. Es gab kleine Kinosäle mit siebzig Plätzen und an jeder Ecke einen Kiosk, wo Comics und Heftromane in Drehständern verkauft wurden. Und dann gab es natürlich die Heftroman-Tauschzentralen.

Enorm wichtig, wenn man in einer Großstadt wie Wien kulturell überleben wollte, besonders im Winter, wenn es um 16 Uhr dunkel wurde und man zu Hause sein musste.

Insgesamt waren die 1970er-Jahre eine sehr abenteuerliche und spannende Zeit, denn man konnte nichts googeln, nichts downloaden oder in Wikipedia nachlesen. Man war auf Gerüchte angewiesen, die man irgendwo aufgeschnappt hatte, etwa dass es eine extrem gute TV-Serie geben solle, nämlich *Raumschiff Enterprise*.

Damit bin ich aufgewachsen.

Als Siebenjähriger durfte ich das natürlich noch nicht sehen. Außerdem liefen die Episoden zu einer Zeit, da ich längst im Bett liegen musste. Aber meine Eltern hatten nicht mit meiner Schläue gerechnet! Immerhin war Wickie mein Vorbild.

Während meine Eltern also abends im Wohnzimmer auf der Couch lagen und fernsahen, saß ich im Vorzimmer, verborgen hinter den Mänteln der Kleiderablage, und linste schräg durch die offene Tür ins Wohnzimmer. Direkt auf das Fernsehgerät. Auf diese Weise sah ich fast alle Episoden von *Raumschiff Enterprise*. Captain James T. Kirk ist für mich nach wie vor der beste Raumschiffkommandant, den es je gab. Ein Mann mit Rückgrat und Zivilcourage, der verbissen für seine Mannschaft kämpfte und niemals jemanden zurückließ – außer es musste sein.

Mit dem logischen Mr. Spock, der fast alles faszinierend fand, und dem sehr menschlichen Dr. McCoy alias Pille hatte Kirk zwei Koryphäen an seiner Seite, die sein Team unbesiegbar machten. Dann gehörte noch der asiatische Sulu zu seiner Crew, der russische Chekov, die afrikanische Uhura und Chefingenieur Scotty, die allesamt geniale Figuren waren.

Alles, was ich danach im Fernsehen sah, *Raumpatrouille Orion*, *UFO* oder *Mondbasis Alpha 1*, faszinierte mich nie mehr so sehr wie die originalen Enterprise-Folgen. Ja, ich gebe zu, mein Zugang zur Science-Fiction ist ziemlich oldschool.

Später, als Zehnjähriger, sah ich dann in den Sommerferien die japanischen Godzilla-Filme im Kino und war am meisten von *King Kong gegen Godzilla* beeindruckt, in dem die Riesenechse gegen den Riesenroboter MechaGodzilla kämpfen musste. Dabei gefielen mir am besten die reihenweise spektakulär einstürzenden Hochhäuser.

Als nächstes Highlight kam dann *Krieg der Sterne*, den ich mit meiner Mutter im Kino sah. Die Rede ist von *Star Wars* Episode IV, wie sie heute leider genannt wird, aber für mich wird sie immer und ewig die erste Episode bleiben. Prinzessin Leia, Luke Skywalker, der Rasende Falke, die gruseligen Sandleute, die kleinen Jawas, ein dreckiger und frecher Han Solo, ein grunzender Chewbacca, schmutzige Raumgleiter, överschmierte Roboter, die blendend weißen Sturmtruppen und natürlich die besten Jedi-Ritter aller Zeiten ... Obi-Wan Kenobi und sein Gegenspieler, der dunkle Darth Vader, im Kampf vereint mit ihren Lichtschwertern. Das alles untermalt von dieser dramatischen, orchestralen Filmmusik – war herrlich. Alle in der Klasse sammelten das *Krieg-der-Sterne*-Panini-Stickeralbum, und in den Pausen wurde getauscht, wenn nicht gerade mit grünem Slime geworfen wurde.

Dieser Film wird meines Erachtens nur noch von *Das Imperium schlägt zurück* getoppt. Die späteren Episoden I bis III waren leider nur noch mit CGI-Tricks überfrachtete Filme, bei denen ich den Eindruck hatte, einem seelenlosen Computerspiel zuzusehen.

Zu diesem Zeitpunkt, 1982, als Vierzehnjähriger, wusste ich schon, dass die Science-Fiction für mich dreckig sein musste. Meine Vision einer zukünftigen Welt war nicht blank poliert, freundlich und strahlend, sondern bestand aus verschmutzten Schläuchen, aus denen Kühlflüssigkeit tropfte, dampfenden Apparaturen, överschmierten Maschinen und rostigen Robotern, die quietschend auseinanderfielen.

Als ich *Alien* zum ersten Mal sah und Jahre später *Blade Runner* – beide von Ridley Scott –, war das für mich eine Offenbarung. Und für mich war klar: So würde eine zukünftige Welt aussehen. Und so musste ein außerirdisches Wesen aussehen – blutrünstig und gefährlich. Und wenn es ein Raumschiff gab, das einsam durchs All zog, dann musste es so aussehen wie die *Nostromo*.

Zu jener Zeit entdeckte ich auch die Science-Fiction-Literatur. Ich muss gestehen, dass ich in meiner Jugend trotz mehrmaliger Anläufe nie ein *Perry-Rhodan*-Fan wurde. Dieses Universum war mir zu gewaltig und zu komplex, die Menge der Heftromane zu groß, die Anzahl der Figuren zu unübersichtlich. In welchen der 100-Hefte-Zyklen sollte man da bitte schön als Anfänger einsteigen? Trotzdem startete ich einen Versuch und begann mit den ersten Silberbänden – 400-seitige chronologische Zusammenfassungen der *Perry-Rhodan*-Heftromane mit coolen, bunten Hologrammcovern. Doch ich schaffte nie mehr als die ersten drei Bücher. Allerdings fand ich eine Alternative.

Ich war vierzehn, als im Sommer eine ehemalige Schulfreundin meiner Mutter zu Besuch in unsere Wiener Wohnung kam. Tante Traude, so durfte ich sie nennen, brachte mir als Geschenk ein Buch mit. Einen Sammelband mit zwei Romanen. Ich weiß noch, Vanilleeis klebte am Cover, denn während der Fahrt mit der Straßenbahn war ihr leider die Eisbox aufgesprungen, die sie ebenfalls als Geschenk mitgebracht hatte. Aber das störte mich nicht. Sofort begann ich zu lesen, und ich fand es – um Spock zu zitieren – *faszinierend*.

Es waren die ersten zwei Bände von *Mark Brandis*, einer Science-Fiction-Serie für Jugendliche, die der deutsche Autor Nikolai von Michalewsky unter dem Pseudonym Mark Brandis in der Ich-Form geschrieben hatte. Auch wenn es sich um eine Jugendserie des Herder Verlags handelte – es war literarisch anspruchs-

voll, mitunter sogar poetisch geschrieben, immer spannend zu lesen und vermittelte zwischen den Zeilen sogar eine Botschaft: Zivilcourage. Mark Brandis war ein Raumschiffkommandant, der sich für demokratische Werte einsetzte, für Menschenrechte und Fairness, aber nicht auf eine peinliche oder plakative Art und Weise, sondern so, dass es mir manchmal Tränen in die Augen trieb. Seine Ehefrau Ruth war eine – heute würde man sagen – emanzipierte, toughie Frau, die ihrem Mann in nichts nachstand.

Als junger Teenager lieh ich mir die anderen 190 Seiten dicken Hardcoverbände von *Mark Brandis* aus der Bibliothek aus, und das waren die Bücher, die mich wohl – neben den Romanen von Stephen King – am meisten geprägt haben.

Jeder Band behandelte ein anderes Thema: Mal ging es um einen Diktator, der die Erde und ihre Kolonien unterjochen wollte, mal um einen falsch programmierten Megacomputer, der die Gerichtsbarkeit ablösen sollte, um Feindfahrten gegen Terroristen, um das Aufspüren einer außerirdischen Sonde, um gekaperte Raumfrachter, kaputte Raumstationen oder um jahrelang dauernde Expeditionen zu Uranus oder Neptun. Dabei wurde das Leben an Bord wie die klaustrophobische Enge auf einem U-Boot beschrieben. Kein Wunder, Michalewsky hatte unter anderem als Kriegsberichterstatter gearbeitet.

Als ich mit sechzehn Jahren mein erstes Geld als Ferialpraktikant verdiente, kaufte ich mir die Bücher der Reihe nach. Ich besitze sie noch heute, alle 31 Bände und den Sonderband. Und gelegentlich lese ich darin – und finde sie immer noch großartig.

Leider war es mir nicht vergönnt, Nikolai von Michalewsky persönlich kennenlernen zu dürfen. 1999 hatte ich ihn in Dortmund auf einem SF-Con knapp verpasst, weil er früher als geplant abgereist war. Im Jahr darauf ist er leider verstorben. Aber ich besitze ein Autogramm von ihm, denn natürlich habe ich ihn als jugendlicher Fan mehrmals angeschrieben.

Übrigens gibt es eine sehr empfehlenswerte Hörbuchreihe mit den vertonten *Mark-Brandis*-Romanen in neuem Gewand, die ich sehr gelungen finde und die mich in Jugenderinnerungen schwelgen lässt.

Das Jahr 1987 kam, und ich kann mich noch genau erinnern, als ein Science-Fiction-Roman der neuen Generation im Heyne Verlag groß angekündigt wurde: *Neuromancer* von William Gibson. Der Titel klang düster und vielversprechend. Ich habe das Buch vorbestellt und bin wochenlang täglich zur Buchhandlung gelaufen, um nachzufragen, ob es denn endlich geliefert worden sei. Genauso groß wie meine Vorfreude war dann aber auch meine Enttäuschung, als ich das Buch schließlich in Händen hielt. Auf dem Cover war der Titel nämlich statt »Neuro-Mancer« in »Neuromancer« getrennt worden, und irgendwie drängte sich bei mir nun ständig die Assoziation von »Romantik« auf. Als ich dann die ersten fünfzig Seiten gelesen hatte, war meine Enttäuschung perfekt. Zu dem Zeitpunkt hatte ich zwar schon den Film *Tron* im ORF gesehen und fand ihn sogar spannend, trotzdem konnte ich damals mit William Gibsons Version eines Cyberspace nichts anfangen. *Neuromancer* ist zweifelsohne ein revolutionäres, bahnbrechendes und stilistisch herausragendes Werk – ich habe es zwanzig Jahre später noch einmal gelesen –, aber mir persönlich war es seinerzeit als Neunzehnjähriger mit all diesen neuen Begriffen zu abstrakt und zu wenig greifbar. Schließlich hatte es damals noch nicht einmal PCs gegeben.

Jedenfalls sind mir bis heute die klassischen SF-Themen, mit denen ich aufgewachsen bin, am sympathischsten geblieben. Nachdem ich also sämtliche *Mark-Brandis*-Romane gelesen hatte, folgte eine Zeit, in der ich die Planetenromane von Ben Bova auf Englisch las, die skurrilen und satirischen SF-Kurzgeschichten von

Robert Sheckley, die technische Hard-SF von James P. Hogan und die amüsanten Bücher von Douglas Adams. Als Stephen-King-Fan stieß ich dann auch auf den großartigen Roman *Menschenjagd*, den er als Richard Bachman in angeblich nur 72 Stunden verfasst hatte, der aber als *Running Man* leider grottenschlecht und überhaupt nicht romangetreu verfilmt worden war.

Durch Douglas Adams' *Hitchhiker's Guide* lernte ich die Zeitreise-Geschichten lieben, die für mich bis heute eine der faszinierendsten Facetten der SF geblieben sind. Ich schwärme für Filme wie *Terminator*, *Frequency*, *Zurück in die Zukunft* oder den eher unbekanntem spanischen Film *Timecrimes* aus dem Jahr 2007. Aber ebenso den melancholischen *Eine Frau aus vergangenen Tagen* mit Christopher Reeve und einer atemberaubenden Jane Seymour, den Jack-the-Ripper-Zeitreisefilm *Flucht in die Zukunft* mit der ebenso entzückenden Mary Steenburgen oder den verstörenden *Twelve Monkeys* mit der hinreißenden Madeleine Stowe. Was lässt sich daran erkennen? Gute Zeitreisefilme kommen offensichtlich nicht ohne interessante Frauen aus.

Zufällig bin ich dann auf die wunderbare Zeitreise-Kurzgeschichtensammlung des Herausgebers Wolfgang Jeschke aus dem Heyne Verlag gestoßen – eine wahre Fundgrube für Leute, die dieses Thema lieben. Zudem liest sich das Inhaltsverzeichnis wie ein Who's who der Klassiker. In *Die Gehäuse der Zeit* gibt es auf 780 Seiten u. a. Storys von Anthony Burgess, Robert Sheckley, Robert A. Heinlein, F. Scott Fitzgerald, J. G. Ballard, Brian W. Aldiss, Philip K. Dick, John Brunner, Robert Silverberg, Robert Bloch, Ursula K. Le Guin, Philip José Farmer und Herbert Rosendorfer. Rosendorfers *Briefe in die chinesische Vergangenheit* sollten Sie übrigens unbedingt gelesen haben, egal, ob Sie Zeitreise-Fan sind oder nicht. Eine Pflichtlektüre! Amüsant, intelligent und erfrischend witzig.

In jener Zeit entdeckte ich auch die SF-Comics. Vor allem haben es mir die psychedelisch skurrile zehnbändige Serie *Die Schiffbrüchigen der Zeit* von Paul Gillon und Jean-Claude Forest und die Serie der niedlichen *Yoko Tsuno* von Roger Leloup angetan. An dieser Stelle muss ich mich sowieso outen, dass ich die franko-belgischen Comics um vieles besser finde als die US-amerikanischen Superheldencomics. Mit Batman, Spider-Man, Superman und X-Men habe ich nie etwas anfangen können. Bis heute habe ich nicht einmal den Unterschied zwischen Marvel und DC kapiert – ehrlicherweise interessiert er mich auch nicht. Einzig den rotzfrechen Hellboy finde ich klasse.

Allerdings gibt es eine amerikanische Comicserie, die ich für wirklich gelungen halte, weil sie spannend ist und zugleich sehr präzise die Schattenseite der menschlichen Psyche zeigt: *The Walking Dead*. Aber letztendlich geht es darin um Zombies, und die gehören nicht wirklich in dieses Vorwort. Oder doch?

Später, während meiner Zeit als Student, beschäftigte ich mich mit der politischen und gesellschaftlichen Seite der Science-Fiction, und so las ich die Romane von Aldous Huxley, George Orwell, Ray Bradbury und Jewgeni Samjatin. Schon damals hatte ich die Befürchtung, dass es genau in diese Richtung gehen würde, sobald es die technischen Möglichkeiten erlaubten, und wie wir im Jahr 2013 anhand des NSA-Abhörskandals gesehen haben, ist es möglich. Und diese Möglichkeiten sind bei Weitem noch nicht ausgeschöpft. Wir und unsere Kinder können uns also auf eine lustige Zukunft gefasst machen.

Manchmal werde ich gefragt, was ich für gute Science-Fiction halte. Jedenfalls sind es nicht die TV-Serien der 1990er-Jahre, in denen die fremde Spezies eines Weltraumvolkes einfach nur drei Runzeln über der Nase oder ein goldenes Dreieck auf der Stirn

kleben hat. Gute Science-Fiction-Filme sind für mich *Cypher*, weil die Handlung clever ist, *Alien*, *Dark City* oder *Pandorum*, weil das Ambiente herrlich düster ist, *Stargate* und *Edge of Tomorrow*, weil es überraschend und spannend ist, *Contact*, weil es intelligent ist, *Event Horizon*, weil es atmosphärisch gruselig ist, *Matrix* und *Inception*, weil es optisch revolutionär und handlungstechnisch herausragend ist, und schließlich *Serenity* und *Guardians of the Galaxy*, weil es ein erfrischend origineller Genremix ist, der fernab jeglicher Klischees funktioniert.

Ebenso zählen *Total Recall*, *Minority Report* oder der anfangs erwähnte *Blade Runner* zu meinen Lieblingsfilmen, weil man sich anschließend stundenlang den Kopf über die originelle Handlung zerbrechen kann. Die letzten drei Verfilmungen stammen übrigens aus der Welt des Philip K. Dick. Offensichtlich war er seiner Zeit weit voraus, denn seine erschreckend paranoiden und schizophoren Visionen, vor denen ich mit tiefer Bewunderung den Hut ziehe, wurden erst Jahrzehnte später fürs Kino entdeckt und sind auch heute noch brandaktuell.

Apropos aktuell. Vor einigen Jahren – mittlerweile deutlich über fünfzig – habe ich es schließlich doch noch einmal probiert, die Silberbände der *Perry-Rhodan*-Reihe zu lesen. Und diesmal habe ich nicht nach dem dritten Band aufgegeben und mich auch nicht von dem gewaltigen Umfang der Story abschrecken lassen, sondern bin drangeblieben. Aktuell bin ich bei Band fünfzig angelangt – über zwanzigtausend Seiten –, und die Reise geht noch lange weiter. Ich habe diesen Schritt nicht bereut, denn Perry Rhodan bietet alle Facetten, die die Science-Fiction jemals erdacht, erfunden und hervorgebracht hat. Außerdem bin ich ein Fan von Perry Rhodans funny sidekick geworden, dem möhrenfressenden pelzigen Mausbiber Gucky, der ständig zu verrückten Späßen aufgelegt ist.

Gegen Ende möchte ich noch genau diese humorvolle Seite der Science-Fiction ansprechen, die für mich ebenso wichtig ist. Douglas Adams hatte ich ja schon erwähnt – der die Idee zum *Hitchhiker's Guide* übrigens während eines Urlaubs hatte, als er betrunken auf einer Wiese in Innsbruck lag. Gott hab ihn selig, wo auch immer er jetzt herumkurvt!

Den trashigen BBC-Sechsteiler von *Per Anhalter durch die Galaxis* finde ich übrigens total gelungen. Mir gefällt ohnehin der Mix aus billigem, knallbuntem SF-Trash, kombiniert mit satirischem Humor, ausgesprochen gut. *Mystery Science Theater 3000* ist ein gutes Beispiel, wo dieser Mix funktioniert. Und natürlich darf die beste deutsche Science-Fiction-TV-Serie aller Zeiten hier nicht unerwähnt bleiben: *Ijon Tichy*, der Held des Kosmos! Basierend auf den Geschichten des SF-Urgesteins Stanislaw Lem.

Diese Episoden sind herrlich verrückt, skurril, ineinander verwoben und optisch einfach genial. Wenn Ijon Tichy mit einem Besen als Steuerknüppel in einem Raumschiff, das innen wie eine Altbauwohnung aussieht, durchs All düst, auf der Suche nach dem Eierplaneten Eggman, könnte ich mich totlachen. Noch dazu, wenn er sich dabei Wortduelle mit seiner Analogen Halluzinelle liefert, einem Hologramm, das er erfunden hat, damit es sein Raumschiff putzt. Und wer Nora Tschirner kennt, weiß, dass sie das nicht macht.

Beim Stichwort Science-Fiction und Humor darf aber eine Figur nicht unerwähnt bleiben. Ein Außerirdischer, der mit seiner vorlauten und respektlosen Klappe meine Teenagerjahre bereichert hat. Die Rede ist von dem knapp einen Meter großen, rotbraunen, pelzigen ALF, der so gerne Katzen frisst und vom Planeten Melmac stammt. Ich selbst habe ja auch fünf Katzen zu Hause. Trotzdem dürfte ALF jederzeit auf meinem Garagendach landen. *Null Problemo!*

Bleiben wir noch kurz bei TV-Serien. Ich bin ein besonderer Fan der Serie *Lost*, die mit insgesamt sechs Staffeln trotz mystischer Elemente im weitesten Sinne auch zur Science-Fiction zählt, schon allein deshalb, weil die Insel – Achtung, Spoiler – durch Raum und Zeit reist. Die Story stammt übrigens von J. J. Abrams, der zwei ausgezeichnete *Star-Trek*-Prequels mit einem jungen Captain Kirk gedreht hat.

Damit schließt sich der Kreis, und es endet, wie es begonnen hat, mit Captain Kirk, dem besten Kommandanten der Raumflotte.

Was bleibt mir am Schluss noch zu sagen? Captain Kirk, ALF und ich wünschen Ihnen viel Spaß mit den folgenden elf Science-Fiction-Geschichten.

Herzlichst,
Ihr Andreas Gruber

Grillenbergl, im Winter 2025

ECKE 57TH STREET

Von jeher haben mich sogenannte Locked-Room-Szenarien fasziniert, wenn sich die Handlung in einem geschlossenen System abspielt, wie beispielsweise bei *Mord im Orient-Express* im Zug, *Stirb langsam* in einem Wolkenkratzer, *Alarmstufe: Rot* auf einem Schiff, *Air Force One* in einem Flugzeug oder *Cube* in einem Würfel. Wenn die Handlung wie in einem Kammerspiel auf einen Ort konzentriert wird, bin ich wie gefesselt. Je klaustrophobischer, desto besser.

Vermutlich ist aus dieser Faszination heraus *Ecke 57th Street* entstanden, das ich Ende der 1990er-Jahre geschrieben habe. Ich hoffe, Sie können diesem Thema etwas abgewinnen und es wird Ihnen nicht zu eng ...

»Margarit Jenan?«, wiederholte der Portier nuschelnd, stützte sich mit den Ellbogen auf das Pult und blinzelte mich aus misstrauisch zusammengekniffenen Augen an. »Die wohnt im einundzwanzigsten Stock, Zimmer 2163.« Er deutete mit einem Kopfnicken zum Lift.

Seine Stirn erstarrte zu einer Fassade aus tiefen Furchen und sah aus, als wäre ihm das Muster ins Gesicht gemeißelt worden. Es fehlte noch, dass er sein Kauderwelsch mit dem obligatorischen *Yeah!* beendete, doch diesen Gefallen tat er mir nicht. Er justierte sein Steckmikro im Ohr und nestelte an dem Kabel, das an seinem Hals entlang verlief und unter dem Kragen der dunkelblauen Uniform verschwand.

»Ist sie zu Hause?«, fragte ich auf Englisch. Falls sie arbeiten ging, müsste sie zu dieser Zeit eigentlich schon da sein.

Der Portier warf einen Blick auf die Digitalanzeige über dem Halleneingang. 18:35 Uhr. Er zuckte mit den Achseln und lächelte nachsichtig, als läge ihm ein schnippischer Kommentar auf den Lippen. *Woher-soll-ich-das-wissen-Bursche-sehe-ich-aus-wie-der-liebe-Gott?* Geringschätzig blickte er über den Rand des Pults und musterte meine Schnürschuhe, die Bauchtasche, die über den Knien abgeschnittenen Jeans, meine Ray-Ban-Sonnenbrille, die im Ausschnitt steckte, und mein *Bill geht's*-T-Shirt, dessen Wortwitz er sowieso nicht verstand.

»Name?«, murrte er.

Verständnislos starrte ich ihn an. *Mein Gott, was will der von mir?* »Margarit Jenan«, wiederholte ich automatisch.

Er blähte seine Nasenflügel und sog die Luft scharf ein, sodass sich sein Brustkorb hob. »Nein, *dein* Name, Junge!«

Ach so! »Markus Breitler«, antwortete ich.

Wie ein Habicht fixierte er mich. »*Yeah!*«, murrte er schließlich und klapperte mit den Fingern auf der Tastatur des Laptops, ohne den Blick von mir zu nehmen.

Arrogantes Arschloch, dachte ich. Wahrscheinlich hatte er meinen Namen falsch geschrieben und eine amerikanisierte Version wie Marcus Brightler eingetragen. Neugierig spähte ich auf den Bildschirm. Es stand tatsächlich *Markus Breitler* in dunkelblauen Lettern auf dem Monitordisplay.

Ich betrachtete ihn überrascht. Schließlich rang ich mir ein duckmäuserisches »*Vielen Dank*« ab, stemmte meinen Tramperrucksack hoch, schwang den Riemen über die Schulter und ging zur Liftanlage.

Meine Schuhsohlen quietschten über die blau gesprenkelten Marmorplatten der Eingangshalle. In der Spiegelung einer Glaswand sah ich, dass in der Rucksacktasche immer noch die Handtücher hingen, die ich heute Morgen klitschnass dort hineingestopft hatte, bevor ich die Jugendherberge verlassen hatte. Mittlerweile hatte die Sonne sie getrocknet, und sie waren so steif wie Bretter.

Der Zeiger des Fahrstuhls pendelte sich soeben zwischen dem achten und neunten Stockwerk ein. Ich drückte den Sensor und wartete. Auf der blank polierten Messingverkleidung der Kabinentür bemerkte ich die verzerrten Umrisse des Portiers, der seinen Oberkörper wie eine Marionette über das Pult beugte und mir ein Loch in den Rücken starrte. *Amerikaner*, dachte ich und hätte es beinahe laut gesagt. *Neugierig, bespitzelnd und denunzierend!*

Aus Gewohnheit wischte ich mir den erkalteten Schweiß aus dem Nacken und rieb die Handfläche an den Jeans trocken. Zum

Glück war der Wohnblock klimatisiert. Auf der Straße knallte die Nachmittagssonne auf den Asphalt und vermischte sich mit dem Smog, der zwischen den Häuserschluchten hing; typisch für New York um diese Jahreszeit, Ende August. Nach Quebec, Montreal, den Niagarafällen und Boston war dies mein letzter Stopp. Mein Urlaub – fünf Wochen, die mir das Personalbüro der Siemens AG erstmalig genehmigt hatte – neigte sich dem Ende zu.

Die weite Einsamkeit Kanadas war ein Traum gewesen, die Hektik New Yorks dagegen ein Albtraum! Mit einem Bus war ich während der Rushhour durch die halbe Stadt gegondelt, von Staten Island nach Manhattan, und hatte aus dem zerkratschten Gebrabbel des Fahrers mehr über den *Big Apple* erfahren, als ich bei einer Sightseeing-Tour je hätte lernen können. In der Nähe des Central Parks war ich an der Kreuzung Broadway und West 57th Street aus dem Bus gesprungen, zwischen Millionen von Menschen, hupenden Yellow Cabs, flackernden Neonreklamen, Hochhäusern mit verdreckten Backsteinfassaden und Türmen aus Beton und verschmiertem Spiegelglas. Mir hatte der Atem gestockt; die Menschenmasse hatte annähernd still gestanden und war wie ein Lavastrom quälend langsam an mir vorbeigeflossen. Noch drei Tage, dann hatte ich es hinter mir, und die zweistöckige Boeing 747 der *KLM* würde mich zurück nach Wien bringen.

Margarit lebte also im einundzwanzigsten Stock. Vielleicht wusste sie eine günstige Unterkunft oder würde mir sogar anbieten, die paar Tage in ihrer Wohnung zu übernachten, dann ersparte ich mir die Dollars für eine Jugendherberge. Margarit war zwar nie besonders hilfsbereit gewesen, doch sie würde mir bestimmt weiterhelfen, denn für eine grobe Abfuhr kannten wir uns schon zu lange.

Aufgefallen war sie mir zum ersten Mal im Einführungs-Tutorium und später während der Vorlesungen des Wintersemesters '91. Meist saß sie allein in der hintersten Reihe und stellte bereits

damals, trotz ihres Sprachfehlers, die unmöglichsten Fragen, besserwisserisch und rotzfrech, wie es ihre Art war. Zweifellos war sie anders, und ihr ungewöhnlicher Charakter faszinierte mich schon zu einer Zeit, als wir uns noch nicht kannten.

Erst im dritten Semester lernte ich sie persönlich kennen, in der Mensa der Technischen Universität Wien, als sie sich mit ihrem Speisetablett bis zu meinem Tisch hindurchzwängte, ihre schwächliche Figur vor mir aufbaute, die rahmenlose Kunststoffbrille zurechtrückte und mich fragte, ob *diese* Nische mitsamt dem Tisch meine Studentenbude sei, weil ich mich mit den Büchern und Skripten so breit machte. Bereits als junge Studentin betonte sie ihre weiblichen Reize nicht im Geringsten; anscheinend hatte sie keine. Allerdings wirkte sie vielleicht gerade deswegen interessant in ausgebeulter Hose und schlabberigem Hemd, die ihre schlaksige Figur verhüllten, mit fusseligen, schulterlangen Haaren und einem nichtssagenden Gesicht, auf dem ich niemals Rouge, Lidshadow oder Lippenstift entdeckt hatte.

Von diesem Zeitpunkt an liefen wir uns in der Mensa öfter über den Weg und saßen beim Mittagessen in jener Nische beisammen, meiner sogenannten *Studentenbude*. Bald paukten wir gemeinsam in nächtlichen Marathonsitzungen den Seminarstoff des vierten Semesters und hockten dabei meist in ihrem Studentenzimmer, das fast ausschließlich aus Tastaturen ohne Abdeckungen bestand, Monitoren ohne Gehäuse und Computern, deren ausgebaute Motherboards verstreut wie Treibgut auf dem Boden lagen. Stundenlang lümmelte sie vor den Geräten, die Haare mit einem Gummiband zu einem kurzen Pferdeschwanz gebunden, während ihre blassen, dünnen Hände im Zweifingersystem über die Tasten huschten. Sie knabberte gelegentlich trockenes Müsli ohne Milch, trank einen Joghurt dazu und drohte in ihrem Arbeitseifer magersüchtig zu werden. Jedenfalls aß sie nur dann etwas, wenn ich mit einer Tüte vom Supermarkt kam

und ihr Fruchtsäfte und Thunfischsandwiches mit Eiern und Käse brachte.

Viele Studienkollegen bezeichneten sie als Streberin, ich sah jedoch den besessenen Freak in ihr. Bereits im ersten Studienabschnitt kristallisierte sich Margarits Talent heraus, und binnen weniger Semester avancierte sie zur Begabtesten des Jahrgangs. Geradezu genial war Margarits Entwurf einer vernetzten Datenbank, die sich mit einem integrierten KI-Chip selbst updatete und weiterentwickelte. Die Datenbank wusste, *wo* und *wann* sie welche Daten downloaden durfte, welche Informationen von Interesse waren und welche nicht. Im Grunde genommen nichts Aufregendes, doch programmierte Margarit dazu eine Hologrammplattform für Cyberbrillen, die an Schläfenkontakten – Scanpads, wie Margarit sie nannte – montiert wurden. Diese Pads ließen eine optische Datenverarbeitung zu, sodass der User praktisch in Nullzeit mehrere Operationen gleichzeitig durchführen konnte.

Zeitschriften wie *Chip*, *PC Intern* und *Computerwoche* berichteten darüber, und für einen kurzen Moment stand die TU Wien im Mittelpunkt der Wissenschaft. Doch Margarit ging der Fortschritt viel zu langsam. Ständig wollte sie die Abläufe rationalisieren und schimpfte über die veraltete Computertechnologie, bis sie schließlich an einem von Wirtschaftsgeldern gesponserten Forschungsprojekt beteiligt wurde, in dem sie einen mehrdimensionalen Maschinencode ausbrütete. Dafür wurde keine Programmiersprache mehr benötigt, die als Übersetzer fungierte und die Befehle in den binären Eins-null-Code kompilierte, sondern nur noch ein Interface, das die Eingabe sofort als Maschinencode interpretierte. Wie *das* denn funktionieren sollte, fragten wir uns. Einige belächelten Margarit als eine spleenige Verrückte, die meisten hielten sie jedoch für eine arrogante Wichtigtuerin.

Dennoch, ihre Idee von einer neuen Technologie schien zu zünden – zumindest in der Theorie. Margarits Konzept basierte auf keiner simplen Strom-ein/Strom-aus-Methode, sondern nutzte das Farbspektrum des Lichts, um komplexere Zustände gleichzeitig abzarbeiten. *Licht statt Strom!* Ein revolutionärer Ansatz – und wie ich es von Margarit nicht anders erwartet hätte, arbeitete sie verbissen und fast bis zur körperlichen Selbstaufgabe daran. Es ging so weit, dass sie die Welt um sich völlig ausblendete, sich zu Hause einschloss, ihre sozialen Kontakte abbrach und gänzlich auf Partys, Kinobesuche und die Techno-Open-Air-Festivals auf der Donauinsel verzichtete, wo sie ohnehin nur selten zu sehen gewesen war. Auf diesem Niveau der Forschung klinkte nicht nur ich mich aus, sondern auch alle anderen Projektstudenten sowie der gesamte Lehrkörper ... und Margarit blieb allein zurück mit ihren Überlegungen. Ob das Projekt eingestampft oder weitergeführt wurde, wusste ich nicht. Möglicherweise hatte das MIT die Forschung Jahre später fortgesetzt.

Das Klingeln des Fahrstuhls riss mich aus den Gedanken. Vor mir glitt die messingverkleidete Doppeltür auf. Die Kabine wurde von kupfergelben Deckenspots erhellt, und ich zuckte zusammen, als ich hineinstarrte. *Meine Fresse!* Täuschte der Spiegel, oder war es tatsächlich *mein* hagerer, ausgemergelter Körper, der mir gegenüberstand? Beine und Unterarme wirkten zwar gebräunt, die Haare darauf golden, dennoch waren sie so dürr wie Zahnstocher. Von der Sonne strohblond ausgebleichtes Haar leuchtete im Spiegel, ein ausgezehrtes, von Bartstoppeln übersätes Gesicht starrte mir entgegen. Mit ein paar Kilos mehr hätte ich vielleicht sehnig gewirkt, doch viereinhalb Wochen Trampelerleben in Nachtzügen, auf Campingplätzen und in Jugendherbergen hatten ein knochiges Gespenst aus mir gemacht.

Ich trat ein, stellte den Rucksack in die Ecke und drückte auf den Button für die einundzwanzigste Etage. Das MIT-Logo stand

unauffällig klein am unteren Rand des Dashboards. *MIT* ... Ich musste grinsen. Es gab schon merkwürdige Zufälle im Leben. Das Heben meines Magens verriet mir, dass sich die Kabine in Bewegung gesetzt hatte.

Zuletzt hatte ich Margarit im Sommer '99 bei unserer Sponsionsfeier im Festsaal der TU Wien gesehen, einer Multimedia-Veranstaltung, gesponsert von IBM und Digital: Ansprache des Rektors über Videowall, Überreichung der Urkunden zum Magister, Applaus der Studenten und Verwandten und anschließend Sekt-Aperitif mit Brötchenbüfett. Selbst an diesem Tag trug Margarit ihre übliche unscheinbare Alltagskleidung, und die Haare hingen ihr wie immer ungekämmt über die Schultern. Anschließend feierte die Horde Studenten im modernen Glasbunker, dem Haas-Haus in der Fußgängerzone des ersten Wiener Bezirks, doch der Lärm und die vielen Menschen verunsicherten mich, und ich verließ das Lokal nach kurzer Zeit. Seither traf ich ehemalige Kommilitoninnen und Kommilitonen nur noch gelegentlich bei Absolventenveranstaltungen und Programmier-Workshops, doch Margarit war nie unter ihnen gewesen.

Viele unserer Studienkollegen kamen nach der Verleihung des akademischen Grades als Programmierer bei IBM, Digital oder Philips unter, ich selbst schaffte es nur zum lausigen Netzwerkbetreuer bei Siemens, wo ich mich während der letzten sieben Jahre zwar nicht hochgearbeitet, aber immerhin auch nicht zu Tode geschuftet hatte. Einige Auserwählte wurden von Toshiba, Microsoft oder Apple engagiert. Margarit hingegen erhielt ein Stipendium am MIT, ein Angebot, von dem wir anderen nur träumen konnten. Woran *die* damals arbeiteten, wusste ich nicht, doch erinnerte ich mich, dass Margarit noch im Sommer '99 bei der erstbesten Gelegenheit Wien verließ, die nächste Maschine nach Boston, Massachusetts, nahm und sich eine Mietwohnung in Cambridge leistete ... fünf Minuten Gehzeit

vom *Massachusetts Institute of Technology* entfernt – dem Traum aller Studenten!

Wieder starrte ich auf das Logo auf dem Dashboard. War das Zufall? Lebte Margarit in einer Dienstwohnung des MIT, oder hatte das Institut nur *zufällig* die Fahrstuhltechnologie für diesen Wohnblock geliefert?

Leise fuhr der Lift hinauf, die Bewegung spürte ich kaum. Die Luft in der Kabine war trocken, die Klimaanlage surrte über meinem Kopf, und der kühle Luftzug strich mir über die Waden und ließ mich frösteln. Wie erfroren meine Beine waren, spürte ich erst, als ich sie bewegte und mit den Schuhen über die blaue Auslegware strich.

Nach Margarits Emigration in die Staaten telefonierte ich anfangs noch regelmäßig mit ihr, doch schon bald wechselten wir das Medium und mailten einander nur noch. Jenseits aller Schranken, die durch unterschiedliche Zeitzonen existierten, führten wir seitenlange Gespräche. Beim Lesen ihrer E-Mails hörte ich in Gedanken ihre Stimme, spürte ihr direktes, manchmal unverschämtes Temperament, und von Zeit zu Zeit schlich sich sogar ihr Sprachfehler in meine Vorstellung. Manchmal waren wir zur selben Zeit online und schrieben uns stundenlang, als hockten wir nur einen Sitzplatz voneinander entfernt und schummelten wie bei vielen unserer Prüfungen an der TU.

Schon damals, als sich Margarit in der Unimensa an meinen Tisch gedrängt hatte, hatte sie von einer vernetzten Welt geträumt, in der man keinen Schritt mehr vor die Wohnungstür setzen musste. Später ließ sie sich in ihren E-Mails immer wieder darüber aus, wie außerordentlich praktisch es wäre, wenn man sich von zu Hause aus um alles kümmern könnte: die Büroarbeit über eine Standleitung vom eigenen PC aus erledigen, den Kontakt zu Freunden und zur Familie per E-Mail und Webcam pflegen, die Einkäufe über Touchscreen im Internet tätigen, den Zahlungs-

verkehr online abwickeln, über PC-Lautsprecher Radio hören und über den PC-Monitor Spielfilme sehen, Nachrichten verfolgen und digitale Fachbücher lesen ... Margarit faszinierte eine Lebensweise, deren einzige Handgriffe aus Mausclicks bestanden – ein Leben mit dem Rucksack auf den Schultern war ihr genauso fremd wie verhasst.

Ich musste grinsen. Damals hatte ich ihr geschrieben, dass der Laptop nicht an ihrer Stelle aufs Klo gehen könne, doch in ihrer starrköpfigen Art hatte sie geantwortet, selbst *dafür* würde sich eine Lösung finden. Immerhin waren die Staaten das Land der unbegrenzten Möglichkeiten – und Margarit würde sie ausloten, da war ich mir sicher.

Unser Kontakt wurde seltener und oberflächlicher, bis er gänzlich abbrach und ich von Margarit nur noch zu Weihnachten eine Standard-E-Mail mit einem animierten Santa-Claus-Videoclip erhielt. Drei Jahre lang landete der gleiche Clip in meinem elektronischen Postfach, als wäre sie müde geworden und interessierte sich nicht mehr für *the latest news in computer technologies*, wovon sie mir früher ständig vorgeschwärmt hatte. In ihrer letzten Nachricht mailte sie mir diese Adresse: Kreuzung Broadway und West 57th Street, No. 248/21. Aus irgendeinem Grund hatte ich sie damals ausgedruckt und den Zettel an die Pinnwand über meinem Schreibtisch geheftet, wo das mittlerweile vergilbte Blatt Papier immer noch hing. Oft hatte ich gedankenverloren auf die Korkwand gestarrt, an Margarit gedacht. Wie es ihr wohl ergangen war? Ob sie immer noch ihre rahmenlose Kunststoffbrille trug, ihr trockenes Müsli aß, ihr dünnes Haar zu einem Pferdeschwanz band, sich noch immer weigerte, einen Friseur zu besuchen? Und was sie wohl dazu bewogen hatte, von Cambridge nach New York City zu übersiedeln?

Margarit hatte mich zwar nicht ausdrücklich eingeladen, sie zu besuchen, andererseits hatte sie es mir auch nicht verboten.

Die Kabine des Fahrstuhls blieb ruckartig stehen, es klingelte, am Sensorfeld leuchtete die Ziffer 21 auf, und die Tür glitt auf. Vor mir breitete sich ein einsamer Flur mit blauem Teppich aus. Der Trakt war fensterlos, elektrisches Licht flimmerte von der Decke. An den Wänden hingen Videokameras, ebenfalls in Blau gehalten, und surreale Aquarelle hinter entspiegeltem Glas. Dazwischen lagen azurfarben gestrichene Zimmertüren; eine Ordnung aus Türen, Bilderrahmen und marineblauen Kameras, die sich bis zum Ende des langen Korridors fortsetzte.

Mein Magen knurrte plötzlich unnatürlich laut und erinnerte mich daran, dass mein Frühstück in der Herberge bereits elf Stunden zurücklag. Vielleicht hatte Margarit etwas Essbares zu Hause. Mit dem Rucksack über der Schulter wanderte ich den Gang entlang, federte mit den Turnschuhen über einen Teppich, der jedes Geräusch schluckte. Die Klimaanlage des Wohnblocks surrte. Der Anblick der monströsen Schränke ließ mich frösteln, zweifelsohne waren sie zu kalt eingestellt. Wenn es in Margarits Wohnung ebenso eisig war, musste ich einen Pullover aus dem Rucksack kramen.

Angestrengt betrachtete ich die Zimmernummern im matten Licht der Deckenröhre. 2163 war die letzte Wohnung am Ende des Korridors. Mit weichen Knien stand ich davor, plötzlich pochte mein Herz unnatürlich schnell, und meine Handflächen wurden gleichzeitig feucht und kalt. Unwillkürlich schloss ich sie zur Faust.

Wie sah Margarit aus? Lümmelte sie in unförmigen Alltagsklamotten vor dem PC, oder trug sie nun dunkelblaue Armani-Anzüge mit cremefarbener Damenkrawatte und MIT-Anstecknadel? Klimperten an ihren Handgelenken goldene Armreifen, oder hatte sie sich ein Piercing durch die Augenbraue stechen lassen und trug gar ein Tattoo auf der Schulter? Vielleicht das Motiv von Bon Jovis *New Jersey*, ihrer Lieblings-CD?